

anzusehen seien, zudem handwerkliche Innovation als Voraussetzung für serielle Produktion gelten müsse. Der letzte Beitrag des Bandes „Primitive griechische Kunst und Nachahmung“ entstammt der Feder Klaus Junkers (S. 253–267). Dabei fasst er den Begriff „primitiv“ von seiner grundsätzlichen Bedeutung her und ohne negative Konnotation auf. Durch Vergleich stellt Junker Gemeinsamkeiten im Figurenverständnis zwischen der frühgriechischen Kunst und primitiver Kunst anderer Kulturen fest. Daraus schließt er auch auf mentale Gemeinsamkeit und widerspricht damit einer Sicht, die von einer sich von Anfang an manifestierenden Einzigartigkeit der griechischen Kultur ausgeht. Dem hält Junker entgegen, dass frühgriechische Figuren von den Zeitgenossen nicht als primitiv empfunden wurden, sondern dies eher heutiger Wahrnehmung entspreche. Ausgehend von der Beschreibung des Schildes, den Achill von Hephaistos erhielt (Hom. II. 6, 302 f.), kommt Junker zu dem Schluss, dass sich auch in literarischen Quellen letztlich die Seh- und Wahrnehmungsgewohnheiten der Zeitgenossen niederschlugen und sich aufgrund dieser Reflexion die Auffassung der Zeit über die Kunstobjekte rekonstruieren lasse. Bei der Figurengestaltung sei dementsprechend eher die Funktion als eine exakte Naturnachahmung von Interesse gewesen. Abschließend greift Junker das Problem mimetischer Darstellung auf, wodurch das „Charakterisierungspotential eines Kunstwerks“ (S. 265) vermindert werde. Als Reaktion darauf etablierten sich anti-mimetische Konzepte, wie die archaische Gestaltung und das *supra verum*-Modell (Quint. inst. XII 10,7).

Der Band nähert sich einem vieldiskutierten Problemfeld der klassischen Archäologie aus breiter forschungskritischer Perspektive und versteht es, gezielt über die Gattung der Plastik hinaus das Spektrum der Kopienforschung in die Bereiche der Architektur und Epigraphik zu erweitern. Die theoretisch wie methodische Verankerung der Beiträge vermag dabei ebenso zu überzeugen wie die grundsätzliche Auseinandersetzung mit dem Verhältnis der römischen zur griechischen Kultur, auch wenn man sich an dieser Stelle bisweilen eine stärkere Berücksichtigung der mentalitätsgeschichtlichen Bezüge gewünscht hätte.

ISABELLE KÜNZER

Universität Koblenz-Landau
Campus Koblenz

Ralf Behrwald: Die Stadt als Museum? Die Wahrnehmung der Monumente Roms in der Spätantike (*Klio. Beiträge zur Alten Geschichte. Beihefte, N.F. 12*); Berlin: Akademie Verlag 2009; 343 Seiten; ISBN 978-3-05-004288-6; € 69,80

357 besuchte Kaiser Constantius II. (337–361) die seit den Tagen des Usurpators Maxentius (306–312) nicht mehr als permanent kaiserliche Residenz fungierende alte Reichshauptstadt Rom. Der Historiograph Ammianus Marcellinus schildert in seinem gegen Ende des 4. Jahrhunderts entstandenen Geschichtswerk den Einzug des Kaisers in die Ewige Stadt. Er legt geradezu unkaiserliches Verhalten nahe, wenn er Constantius die Rednertribüne auf dem Forum betreten und ihn über das, was er dort

sieht, ins Staunen geraten lässt (*obstipuit*; Amm. XVI 10,13). Dieselbe Haltung bestimmt das im Folgenden geschilderte Besichtigungsprogramm: Zu immer neuen Höhepunkten baulicher Monumentalität führte den Kaiser der Rundgang zu Tempeln, Thermenanlagen, Theaterbauten, bis er am Traiansforum wie vom Donner geführt stehen blieb (*haerebat attonitus*; Amm. XVI 10,15). Sehr bewusst evoziert Ammian beim Kaiser emotionale Bewegungen.¹ Man kann daher fragen, ob sich Constantius II. hier durch ein großes Freilichtmuseum führen ließ und die Bauten als sorgsam gepflegte Denkmäler einer Vergangenheit bewunderte, die unwiederbringlich verloren war.² Es gibt gute Gründe, nicht vorschnell Schlussfolgerungen dieser Art zu ziehen: zum einen die unverkennbare ironische Distanz, mit der Ammian die Persönlichkeit des Kaisers betrachtet, und zum anderen die Überlegung des Constantius, welchen Beitrag er nun zur Ausschmückung der Stadt leisten könne (vgl. Amm. XVI 10,17). Diese Absicht spricht für das Bedürfnis nach kaiserlicher Selbstdarstellung in der Gegenwart, wie es sich seit jeher in ambitionierten Bauprojekten zu spiegeln vermochte, also für das politische Erfordernis, sich mittels unvergänglicher Leistungen im Gedächtnis der Nachwelt zu verankern und so den eigenen Namen mit der Größe und Bedeutung der Stadt und des römisch beherrschten Erdkreises zu verbinden.

Problemen dieser Art ist Ralf Behrwalds althistorische Habilitationsschrift gewidmet, die sich damit in Forschungen einreicht, die der Qualität der Erinnerungskultur³ und ihrer Veränderung am signifikanten Beispiel der Stadt Rom speziell in der Spätantike nachgeht.⁴ Zu diesem Zweck fragt Behrwald danach, wie die Baudenkmäler Roms rezipiert, wie sie „wahrgenommen“ wurden. Dabei „steht nicht der appellative Charakter eines als Denkmal errichteten Monumentes im Vordergrund, sondern die Zuschreibung historischer Bedeutung an ganz unterschiedliche topographische Größen wie Gebäude, Gebäudekomplexe oder Stadtviertel oder den Tiber“ (S. 13 Anm. 8). Im Sinne der politischen Bedeutung der städtischen Topographie Roms weiß sich Behrwald besonders Paul Zankers Ansatz verpflichtet, der am Beispiel der Baupolitik des Augustus die Verbindung der Achtung republikanischer Traditionslinien und ihrer Vereinnahmung für die neue Staatsordnung durch den Begründer des Prinzipats aufzeigt.⁵ Die Beziehungen zwischen Senat und Kaiser

1 Vgl. die bereits fast alle wesentlichen Elemente ansprechende Darstellung bei JOHANNES STRAUB: Vom Herrscherideal in der Spätantike (*Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte* 18); Stuttgart 1939; Nachdruck Darmstadt 1964, S. 175–190.

2 Als Beispiel für diese Tendenz in der Forschung vgl. SUSANNE MUTH: Rom in der Spätantike. Die Stadt als Erinnerungslandschaft. In: ELKE STEIN-HÖLKEKAMP, KARL-JOACHIM HÖLKEKAMP (HG.): Erinnerungsorte der Antike. Die römische Welt; München 2006, S. 438–456, hier S. 444–454.

3 BEHRWALD S. 23f. beruft sich auf die Modelle der „Erinnerungsorte“ nach Pierre Nora (HG.): *Les lieux de mémoire*, 3 Bde.; Paris 1984–1992, und des „kulturellen Gedächtnisses“ nach JAN ASSMANN: *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*; 2. Aufl. München 1997. Beiden Vorstellungen haftet eine gewisse Statik an; daher möchte er sie mit den Erfordernissen der im Geschichtsverlauf angelegten historischen Veränderungen in Einklang bringen.

4 Vgl. zuletzt STEFFEN DIEFENBACH: Römische Erinnerungsräume. Heiligenmemoria und kollektive Identitäten im Rom des 3. bis 5. Jahrhunderts n. Chr. (*Millennium-Studien* 11); Berlin, New York 2007; dazu die Besprechung (Review Article) von ULRICH LAMBRECHT. In: *Zeitschrift für antikes Christentum* 12 (2008), S. 560–576.

5 Vgl. PAUL ZANKER: *Augustus und die Macht der Bilder*; 5. Aufl. München 2009.

spielten auch im 4. Jahrhundert bei der Bestimmung ihres – unterschiedlichen? – Verhältnisses zu den römischen Denkmälern eine gewichtige Rolle, zumal unter Berücksichtigung des durch die Christianisierung wirkenden Veränderungspotentials, das im Laufe der Zeit Verschiebungen in der Wahrnehmung der römischen Monumente erwarten ließ. Historische Bezüge besonders republikanischer Provenienz scheinen im Laufe der Zeit an Wirkungsmacht verloren zu haben.⁶ Die kaiserliche Religionspolitik seit Konstantin d.Gr. (306–337) ließ an eine topographische Konkurrenz zwischen den – von der Senatsmehrheit gehüteten – althergebrachten Kulturen im Stadtzentrum und dem Christentum an der Peripherie Roms denken.⁷ In diesem Forschungsfeld verortet Behrwald das Anliegen seiner Untersuchung. Er will „klären, welche Monumente Roms in der Wahrnehmung von Kaiser, Senatsaristokratie und Christen ... herausragten und auf welche Monumente sie in ihrer Selbstdarstellung rekurrierten“ (S. 22); auf dieser Grundlage geht er der Bedeutung der Romidee für Heiden und für Christen nach, wobei er die Möglichkeit von Verschiebungen und Veränderungen sowie eines Nebeneinanders unterschiedlicher Denkmaltopographien zu gleicher Zeit einkalkuliert. Auf diese Weise will er für den Zeitraum von der Etablierung der Tetrarchie durch Diokletian gegen Ende des 3. Jahrhunderts bis zur Eroberung Roms durch die Westgoten unter Alarich im Jahre 410 am Beispiel der Entwicklung von Auffassungen über die römische Denkmaltopographie Elemente einer spätantiken „Geschichtskultur“⁸ und ihres namentlich durch die fortschreitende Christianisierung bedingten Veränderungspotentials erfassen.

Im ersten Kapitel (S. 29–97) geht es um das Verhältnis der Kaiser zu ihrer Stadt Rom. Zunächst untersucht Behrwald die diesbezügliche kaiserliche Selbstdarstellung in der Münzprägung, den Inschriften und der Gesetzgebung des 4. Jahrhunderts. Für jede dieser drei Quellengattungen kann er nachweisen, dass die städtischen Monumente in der gegenwartsbezogenen, aktuellen Selbstdarstellung der Kaiser im allgemeinen Sinne eine große Rolle spielten, ihre historischen Bezüge dagegen kaum entscheidend waren: Man „sieht in den Bauwerken vor allem den Ausdruck von Reichtum und Pracht; nicht das Alter der Monumente und ihr Charakter als historische Zeugen adeln die Stadt, vielmehr ist es die Würde der *urbs aeterna*, die nach besonderem Schmuck verlangt“ (S. 68). Dieses Ergebnis unterscheidet, anders als Teile der jüngeren Forschung nahe legen, die Einstellung der Kaiser den stadtrömischen Baudenkmalen gegenüber nicht von der des hohen Prinzipats; die Wende zur Spätantike, die Reformen Diokletians mit der Verlegung der kaiserlichen Residenz von

6 Dies stellt ANDREA SCHEITHAUER: Kaiserliche Bautätigkeit in Rom. Das Echo in der antiken Literatur (Heidelberger althistorische Beiträge und epigraphische Studien 32); Stuttgart 2000, anhand der Behandlung kaiserlicher Bauten in der antiken Literatur für die Zeit nach dem 1. Jahrhundert n. Chr. fest.

7 Vgl. zum Beispiel RICHARD KRAUTHEIMER: Rom. Schicksal einer Stadt 312–1308; 2. Aufl. München 1996, S. 39–42.

8 Die Anwendung des von JÖRN RÜSEN: Was ist Geschichtskultur? Überlegungen zu einer neuen Art, über Geschichte nachzudenken. In: KLAUS FÜSSMANN u. a. (Hg.): Historische Faszination. Geschichtskultur heute; Köln u. a. 1994, S. 3–26, eingeführten Begriffes auf althistorische Fragestellungen hat inzwischen UWE WALTER: *Memoria und res publica*. Zur Geschichtskultur im republikanischen Rom (Studien zur Alten Geschichte 1); Frankfurt/Main 2004, erfolgreich erprobt.

Rom nach Mailand, schließlich der Aufstieg des Christentums schienen auf diesem Gebiet – noch? – keine Auswirkungen zu zeitigen. Nach wie vor wirkte also eine lebendige Herrscherideologie, die das *imperium Romanum* mit der *urbs Roma* gleichsetzte. Aus der Untersuchung der Panegyrik und des Berichts von den *adventus*-Feierlichkeiten anlässlich des Kaiserbesuchs von 357 in Rom (s. o.) ergibt sich kein anderes Bild. Den Lobreden Claudians um die Wende zum 5. Jahrhundert läßt sich jedoch als bemerkenswerte Veränderung gegenüber der vorausgehenden Panegyrik entnehmen, dass als bauliche *exempla* vor allem republikanisch konnotierte Monumente genannt werden. Behrwald erklärt diese Tendenz plausibel mit den politischen Differenzen zwischen dem Westen und dem Osten des Römischen Reiches, in denen sich Kaiser Honorius (395–423) und sein oberster Heermeister Stilicho (Leiter der Regierung des Westens 395–408) „als Bewahrer römischer Traditionen“ (S. 93) zu profilieren und so gegenüber Konstantinopel, dem diese Möglichkeit nicht gleichermaßen zur Verfügung stand, abzugrenzen suchten. Doch gerade auch dieser Einsatz römischer Monumente ergibt sich aus aktuellen politischen Bedürfnissen, nicht aus einem neuen historischen Interesse. Das erweist sich nicht zuletzt an der zeichenhaften Verwendung von Beispielen, für die eine schmale Auswahl (Circus, Forum, Rostra, Palatin) ausreichte, die erforderlichen, durchaus an die Vergangenheit Roms gemahnenden Assoziationen hervorzurufen.

Behrwalds Exkurs über historische Monumente in der spätantiken Gesetzgebung (S. 99–127) bestätigt die Feststellungen des ersten Kapitels. Im Mittelpunkt stehen hier zunächst die Gesetze zum Schutz heidnischer Denkmäler seit der von Theodosius I. (379–395) forciert vorangetriebenen Politik der Christianisierung des Römischen Reiches. Behrwald setzt sich mit Positionen auseinander, die aus dieser Gesetzgebung eine gegenüber früherer Zeit neue Wahrnehmung der historischen Valenz von Baudenkmalern mit der Folge entsprechender Schutzbemühungen feststellen wollen.⁹ Er konstatiert einen deutlichen Widerspruch zu der in den Gesetzen zur Unterdrückung der heidnischen Kulte¹⁰ fassbaren, sich gleichzeitig verschärfenden Intoleranz der christlichen Kaiser dem paganen Kult und damit auch heidnischen Heiligtümern gegenüber. Es handle sich daher um eine inkonsequente Politik mit Maßnahmen zum Schutz wie zur Zerstörung von Tempeln, die Behrwald in tagespolitischen Bedürfnissen motiviert sieht, welche unter anderem aus der Konkurrenz zwischen dem Westen und dem Osten des Reiches erwachsen, keinesfalls aber in Überlegungen nach Art eines Denkmalschutzes für überkommenes historisches Erbe. Vielmehr seien diese Gesetze in religionspolitische Zusammenhänge zu stellen, und es ergebe sich daraus abermals die Frage nach dem Verständnis der städtischen Monumente, für die Behrwald aus der Baugesetzgebung¹¹ die vorherrschende Tendenz erschließt, die Monumente Roms nicht wegen ihrer historischen Bedeutung, sondern

9 Vgl. unter anderem CLAUDE LEPALLEY: Le musée des statues divines. La volonté de sauvegarder le patrimoine artistique païen à l'époque theodosienne. In: *Cahiers archéologiques* 42 (1994), S. 5–13.

10 Vgl. vor allem Codex Theodosianus XVI 10 (*de paganis, sacrificiis et templis*).

11 Vgl. Codex Theodosianus XV.



KUNSTCHRONIK

Monatsschrift für Kunst-
wissenschaft, Museums-
wesen und Denkmalpflege

Seit Anfang 1948 gibt das Zentralinstitut für Kunstgeschichte in Zusammenarbeit mit dem Fachverlag Hans Carl die Zeitschrift KUNSTCHRONIK heraus. Seit der Gründung des Verbandes Deutscher Kunsthistoriker ist die Monatsschrift auch dessen Nachrichtenblatt. Verantwortlicher Redakteur ist Dr. Peter Diemer.

Die inhaltlichen Schwerpunkte der KUNSTCHRONIK:

Kritische Berichte aus kunsthistorischer Warte über kulturpolitische Fragen, Tagungen und Ausstellungen, Institutionen und neue Funde, Informationen über den Fortgang der Forschung in Gestalt von Literaturberichten und Rezensionen. Neben deutschen druckt die KUNSTCHRONIK auch Beiträge in englischer, französischer und italienischer Sprache.

Die Kunstchronik ist die einzige kunsthistorische Monatsschrift des deutschen Sprachbereichs, deren Inhalt nach rein wissenschaftlichen Kriterien ausgesucht wird.

*Fachverlag Hans Carl, Nürnberg,
erstmalig erschienen 1948,
11 Hefte pro Jahr, je 50-70 S.*

*Auszubildende und Studenten
erhalten 50% Preisnachlass,
ISSN 0023-5474, 16,5 x 24 cm,
kartoniert*

Jahresabo Inland
(inkl. Porto u. MwSt.):

€ 65,90

www.hanscarl.com



wegen ihrer Ausstattung, ihres Glanzes, ihrer Schönheit zu schützen¹², wobei sich im 5. Jahrhundert eine Würdigung historischer Bezüge römischer Bauten wenigstens anzubahnen schien.

Im zweiten Kapitel (S. 129–183) ergänzt Behrwald die kaiserliche Perspektive hinsichtlich der Baudenkmäler um die des Senatorenstandes. Anhand der stadtrömischen Inschriften kann er keine nennenswerte senatorische Fürsorge für öffentliche Baudenkmäler feststellen. In dieses Ergebnis bezieht er den Stadtpräfekten ein¹³, dessen Nennung in Bauinschriften entsprechend den Aussagen der Rechtsquellen auf staatlich finanzierte öffentliche Bauten zurückgehe, nicht auf den Einsatz privater Geldmittel; diese seien vielmehr in erster Linie in die senatorische Selbstdarstellung im privaten Bereich, etwa bei der Ausstattung der eigenen Stadtpaläste, geflossen. Insofern wendet sich Behrwald für das 4. Jahrhundert strikt gegen die Interpretation der senatorischen Bauinschriften „als Beleg für eine museale Bewahrung römischer Monumente durch den Senatorenstand“ (S. 131), wie es gerade mit Blick auf das Forum und seine Umgebung als Hort senatorischer Tradition oft geäußert worden ist. Zu dieser Auffassung wird gern die Einschätzung des Senats als eines Zentrums konservativ-heidnischer Ausrichtung¹⁴ in Bezug gesetzt, worauf selbst der Kaiser durch die Förderung des römischen Christentums von der Peripherie der Stadt her Rücksicht genommen habe. Diesen Vorstellungen entzieht Behrwald durch sorgsame und zugleich vorsichtige Quelleninterpretationen im Fortgang seiner Untersuchung freilich nach und nach den Boden, sowohl was den Kaiser als auch was die Senatoren betrifft.¹⁵ Im Mittelpunkt politischen Geschehens standen ihm zufolge beim Kaiser wie beim Senat weniger die städtischen Bauten und die durch sie angezeigte Tradition als der Austausch mit dem römischen Volk bei den Spielen im Circus, wie den Briefen des Q. Aurelius Symmachus zu entnehmen ist. Die *Historia Augusta* als eine Sammlung wahrscheinlich Ende des 4. Jahrhunderts verfaßter Kaiserbiographien aus senatorischer Perspektive sucht ebenfalls kaum historische Verbindungen mit der römischen Denkmaltopographie, knüpft hierbei vielmehr im „freien Spiel mit wechselnden Bezügen“ (S. 181) eher an literarische Vorbilder an.

Nach einem Exkurs über die römischen Regionenkataloge *Curiosum* und *Notitia urbis Romae* (S. 185–211), ihre chronologische Einordnung und die Behandlung der

12 Vgl. *Novellae Maioriani* 4 (11.7.458).

13 Anders als etwa FRANZ ALTO BAUER: *Beatitudo temporum. Die Gegenwart der Vergangenheit im Stadtbild des spätantiken Rom*. In: DERS. u. NORBERT ZIMMERMANN (HG.): *Epochenwandel? Kunst und Kultur zwischen Antike und Mittelalter*; Mainz 2001, S. 75–94, der beim Inhaber dieses Amtes die private Stiftertätigkeit zugunsten öffentlicher Bauten als Regelfall ansieht; vgl. auch JOHN BRYAN WARD-PERKINS: *From Classical Antiquity to the Middle Ages. Urban Public Building in Northern and Central Italy A.D. 300–850*; Oxford 1984, S. 44 f.

14 RABAN VON HAEHLING: *Die Religionszugehörigkeit der hohen Amtsträger des Römischen Reiches seit Constantins I. Alleinherrschaft bis zum Ende der Theodosianischen Dynastie (324–450 bzw. 455 n. Chr.)* (*Antiquitas* III 23); Bonn 1978, zum Beispiel S. 16, 499 f., 615, stellt wohl zu Recht fest, dass die römischen Senatoren noch lange überwiegend pagan orientiert waren.

15 Zu demselben Ergebnis wie Behrwald gelangt DIEFENBACH (Anm. 4) S. 81–153, anhand seiner Fragestellung nach der Entstehung christlicher Erinnerungskultur mit Hilfe anderer Quellen durch die überzeugende Interpretation der Maßnahmen Konstantins d.Gr. gegenüber der nichtchristlichen und der christlichen Öffentlichkeit Roms nach seinem Sieg über Maxentius.

römischen Monumente in diesen Beschreibungen, ihre anfangs administrative Funktion, später panegyrische Wirkungsabsicht im Zusammenhang senatorischer Selbstdarstellung behandelt Behrwald im dritten Kapitel die christliche Aneignung der römischen Topographie (S. 213–279), die bislang oft als das Ergebnis eines im Jahre 312 eröffneten Konkurrenzkampfs mit der paganen Religion verstanden wurde. Für die konstantinische Zeit untersucht er das Werk der Kirchenschriftsteller Laktanz und Eusebius von Caesarea hinsichtlich der Haltung zur römischen Denkmaltopographie, die, wie er nachweisen kann, stark auch von der jeweiligen literarischen Gattung abhängt. So vertritt Laktanz in seiner Schrift *De mortibus persecutorum* für Rom als politisches Zentrum eine kaiserliche Romideologie, der zufolge bei den Tetrarchen Christenhaß und Romferne zusammengekommen seien, während in den *Divinae institutiones*, in denen die Stadt das sakrale Zentrum darstellt, die apologetische Ablehnung der – heidnischen – Monumente hervortritt. Positionen, die eine der beiden von Laktanz in unterschiedlichen Schriften vertretenen Haltungen im positiven bzw. negativen Sinne absolut setzen, gehen daher in die Irre.¹⁶ In den panegyrischen Schriften des Eusebius finden sich ebenfalls Elemente einer Romideologie, doch gelten die Kirchenbauten hier mehr als persönliche Siegesdenkmäler Konstantins denn als Monumente der Erfolge des Christentums. Auch Hieronymus setzt die römischen Monumente literarisch auf verschiedene Weise ein, wobei die Widersprüche in seinem Rombild auf die unterschiedlichen Bedeutungsschichten seines Rombegriffes zurückzuführen sind.¹⁷

Eine deutliche Veränderung in der Haltung den römischen Monumenten gegenüber ist schließlich an der Wende vom 4. zum 5. Jahrhundert dem Werk des Prudentius zu entnehmen. Dieser „kann als der prominenteste Vertreter einer christlichen Romideologie gelten, welche die Sieghaftigkeit und Ewigkeit des Reiches und der Kaiserherrschaft gesichert weiß durch die Bekehrung Roms“ (S. 258 f.). Prudentius formte also die letztlich auf augusteische Vorstellungen zurückgehende Romidee durch die Vereinnahmung auch der alten römischen Denkmaltopographie christlich um. Dabei unterscheidet er in seinem Lehrgedicht *Contra Symmachum* am Beispiel der Statuen zwischen der künstlerischen Qualität von Denkmälern und ihrer zeitweiligen Verwendung als Kultbilder. Sobald die Denkmäler von diesem Missbrauch durch das Heidentum gereinigt sind, verwandeln sie sich in *pulcherrima nostrae | ornamenta ... patriae* (Prud. c. Symm. I 503 f.). Damit kommt ihre Funktion als *artificum magnorum opera* (Prud. c. Symm. I 503) zur prächtigen Ausstattung der Stadt Rom, wie sie ohne

16 Ein durchweg positives Verhältnis des Laktanz zur römischen Tradition setzt zum Beispiel OLIVER NICHOLSON: *Civitas quae adhuc sustentat omnia. Lactantius and the City of Rome*. In: WILLIAM E. KLINGSHIRN u. MARK VESSEY (Hg.): *The Limits of Ancient Christianity. Essays on Late Antique Thought and Culture in Honor of Robert A. Markus*; Ann Arbor 1999, S. 7–25, voraus, ein negatives AUGUSTO FRASCHETTI: *La conversione. Da Roma pagana a Roma cristiana* (Biblioteca universale Laterza 562); 2. Aufl. Rom/Bari 2004, S. 122.

17 Herausgearbeitet von KARIN SUGANO: *Das Rombild des Hieronymus* (Europäische Hochschulschriften XV 25); Frankfurt/Main 1983, zusammengefasst dargestellt von DARIUSZ BRODKA: *Die Romideologie in der römischen Literatur der Spätantike* (Europäische Hochschulschriften XV 76); Frankfurt/Main 1998, S. 171–174.

speziellen historischen Bezug auch vorher begegnet ist, wieder zum Vorschein. Prudentius kleidet die Rückführung der Denkmäler zu ihrem „eigentlichen“ Zweck in ein suggestives Bild von der notwendigen Vertreibung der als „barbarisch“ qualifizierten Heiden vom Forum und vom Kapitol. Als Folge ergibt sich „die Christianisierung Roms als Aneignung zuvor heidnisch ‚besetzter‘ Stätten“ (S. 267), die Kaiser Theodosius als Verdienst zugerechnet wird. Dies geschieht jedoch nicht vor dem Hintergrund einer Konkurrenz zwischen Heiden und Christen, sondern eines Kontinuitätsdenkens, das nach dem Missbrauch Roms durch die Heiden die *urbs aeterna* samt ihren Denkmälern der ihr von jeher zukommenden eigentlichen Bestimmung zuführt, auch wenn die Stellungnahme des Prudentius gegen die Victoriastatue in der römischen Kurie gegenüber diesem Konzept eine Inkonsequenz darstellt. Nachdem die Behandlung der Ausstattung Roms mit Denkmälern in fast allen hier behandelten Quellen des 4. Jahrhunderts bis hin zu den Kirchenschriftstellern der konstantinischen Zeit sich an die kaiserliche Selbstdarstellung angeschlossen hat, lässt Behrwald mit Prudentius neue Gedanken in den Vordergrund treten: nicht etwa die Toleranz dem paganen Kulturerbe gegenüber, sondern dessen Aneignung¹⁸. Das betrifft die klassische Literatur ebenso wie die Denkmäler Roms. Damit ändern sich Roms und des Reiches Rolle und Bestimmung nicht; sie werden jedoch christianisiert. An der zu neuer Wertschätzung der römischen Denkmäler führenden Haltung des Prudentius wird dies deutlich erkennbar.

Behrwald untersucht, getrennt nach Kaisern, Senatorenstand und Christen, den schriftlichen Quellenbestand des 4. Jahrhunderts nach Aussagen darüber, wie die Denkmälertopographie der Stadt Rom in den Augen dieser drei Rezipientengruppen wahrgenommen, aufgefasst und in das eigene Selbstverständnis integriert wurde. Wenn er in Bezug auf die beiden erstgenannten Gruppen von einem Wandel im Verhältnis zu den römischen Monumenten spricht, ist zunächst an das – dem behandelten Zeitraum vorausgehende – Verblässen des Bewusstseins der mit den Denkmälern verknüpften historischen Bezüge im Laufe der Prinzipatszeit zu denken. Daher mutet der Einsatz der Denkmäler im 4. Jahrhundert zugunsten der kaiserlichen Selbstdarstellung trotz des immer wieder angesprochenen, aber oft auf singulären Befunden beruhenden Veränderungspotentials insgesamt recht statisch an: In die aktuellen politischen Bedürfnisse lässt sich das langfristige Anliegen der Selbstdarstellung des Kaisers mit Hilfe der Stadt Rom und ihrer – in den Quellen oft nur mit wenigen Andeutungen recht allgemein heraufbeschworenen – Denkmaltopographie als ideologisches Grunderfordernis gut integrieren, ebenso wie auch kurzfristige, zur Untermauerung von Rechtmäßigkeitsansprüchen dienende Reaktionen auf innenpolitische Herausforderungen durch Usurpatoren¹⁹ oder den Mitkaiser in Konstantinopel.

18 Diese Interpretation leistet bereits überzeugend CHRISTIAN GNILKA: *Χρῆσις*. Chrēsis. Die Methode der Kirchenväter im Umgang mit der antiken Kultur, Bd. 2: Kultur und Conversion; Basel 1993, S. 146–155.

19 Die nach unterschiedlichen „Nutznießern“ der römischen Denkmaltopographie in der Funktion als Bedeutungsträger geordnete querschnittliche Untersuchung Behrwalds begünstigt gerade nicht die speziellen Anliegen einzelner Kaiser. So fällt nicht zuletzt auf die Baupolitik und die Denkmäler ein besonderes Licht unter dem in Rom residierenden Maxentius, was auch das Ver-

Dabei treten tiefere historische Bezüge nicht wirklich in den Vordergrund. So ergeben sich Erklärungen auch für widersprüchliche politische Signale gegenüber Heiden und Christen, zum Beispiel in den Gesetzen zum Schutz und zur Zerstörung paganer Heiligtümer. Den widersprüchlichen Stellungnahmen christlicher Stimmen zu den römischen Denkmälern liegt eine deutliche Zielgruppenorientierung des entsprechenden Schrifttums zugrunde. Um die Wende zum 5. Jahrhundert entwickelten sich dann unter christlicher Meinungsführung klare Ansichten zu „schützenswerten historischen Monumenten, die als identitätsstiftende Zeugnisse römischer Traditionen [...] bewahrt werden [...] sollten“ (S. 282).

Insofern führt Behrwalds Untersuchung in klarer Gliederung und dennoch auf verschlungenen Wegen zu einem deutlich herausgestellten Ziel. Die Überprüfung des Quellenmaterials aus dem 4. Jahrhundert ergibt einen auf den ersten Blick heterogenen, ja teilweise widersprüchlichen Befund, den Behrwald in allgemeine Tendenzen der Haltung zur römischen Denkmaltopographie ebenso einzuordnen weiß wie in die aktuelle Politik, gattungsbedingte Erfordernisse und Intentionen der Autoren dem angesprochenen Publikum gegenüber. Auch wenn die Resultate nicht durchweg einen Alleinvertretungsanspruch auf neueste Forschungsergebnisse erheben können, werden doch Inhalte einer großen Zahl von Untersuchungen zu Einzelfragen wie zu allgemeinen Entwicklungen des behandelten Zeitraums korrigiert und zurechtgerückt. Als Beispiele seien nur die Auffassungen von der Musealisierung der Stadt, der Konkurrenz zwischen Heiden und Christen und der „Eroberung“ des paganen Stadtzentrums durch die Christen vom römischen Suburbium her genannt. Dabei ist zu konstatieren, dass Behrwalds Ergebnisse ohne diese Vorarbeiten anderer nicht denkbar gewesen wären.²⁰ Seine querschnittliche Untersuchung und deren generelle, Überblick erfordernde und schaffende Fragestellung eignen sich gut, an spezielleren Problemen und mit anderen Fragestellungen gewonnene Ergebnisse durch Einarbeitung in ein weiteres Feld zu überprüfen und zu korrigieren. Dass Behrwald methodisch und inhaltlich mit seinen Ergebnissen nicht allein steht, aber auch, dass die Aneignung der römischen Denkmäler durch christliche Anverwandlung einen sich beschleunigenden, letztlich zum Ende der Antike führenden Veränderungsprozess des Erinnerens anzeigte, erweist schließlich die bis an die Wende zum 6. Jahrhundert weiterführende Untersuchung Steffen Diefenbachs.²¹ Dieses Werk macht darauf aufmerksam, dass man die Frage nach der Stadt als Museum umfassender angehen

hältnis Konstantins zu der Hauptstadt beeinflusst, als dieser 312 dessen Nachlaß übernimmt; vgl. WERNER OENBRINK: Maxentius als *conservator urbis suae*. Ein antitetrarchisches Herrschaftskonzept tetrarchischer Zeit. In: DIETRICH BOSCHUNG u. WERNER ECK (Hg.): Die Tetrarchie. Ein neues Regierungssystem und seine mediale Präsentation (Zakmira-Schriften 3); Wiesbaden 2006, S. 169–204; HARTMUT LEPPIN u. HAUKE ZIEMSEN: Maxentius. Der letzte Kaiser in Rom; Mainz 2007.

20 Von der ansehnlichen Literaturbasis seiner Untersuchung kündigt die umfangreiche Bibliographie S. 285–329.

21 Zur Frage nach der Musealisierung Roms und zu den Konsequenzen aus dieser Auffassung vgl. auch DIEFENBACH (Anm. 4) S. 23, 113 f.

kann, wenn man über das Jahr 410 hinausschaut und die letzte Phase der Spätantike einbezieht.

ULRICH LAMBRECHT
Universität Koblenz-Landau
Campus Koblenz

Beate Fricke: ecce fides. Die Statue von Conques, Götzendienst und Bildkultur im Westen; München: Wilhelm Fink Verlag 2007; 465 Seiten, 5 Farbabb., 100 SW-Abb.; ISBN 978-3-7705-4338-7; € 59,00

Während die Erben des Römischen Reiches in Byzanz Theorien über die Natur des Bildes entwickelten und freistehende Figuren tabuisierten, erlebte der Westen die Wiederentstehung monumentaler Skulpturen. Eingeleitet durch überlebensgroße Kruzifixe mit vollplastischen Christuskörpern entstanden dort seit dem 9. Jahrhundert Reliquiare und schließlich ganzfigure Heiligendarstellungen. „Die älteste erhaltene dreidimensionale Skulptur in der christlichen Kunst des Mittelalters ist vermutlich die Statue der heiligen Fides,“ (S. 37), jedoch bleibt die Arbeit, die „nach 883 angefertigt“ wurde (S. 37), in ihrer Entstehung, Funktion und Bedeutung bislang vielfach ungeklärt, insbesondere im Hinblick auf die Bedingungen, die dieser Entwicklung im Bildverständnis und im Bildumgang vorausgegangen sein müssen und inwieweit die Statue der heiligen Fides dem Wiederaufleben der Monumentalskulptur im Mittelalter den Weg geebnet hat.

Als Vorüberlegungen, auch für die Untersuchungen zur Entstehung und Bedeutung der Heiligenstatue der Fides, werden von der Autorin zunächst allgemeinere Probleme angesprochen, die das Bildverständnis und den Reliquienkult betreffen. Neben der Frage, warum in Byzanz Heiligenleiber zerteilt wurden, im Westen jedoch nicht, wird auch die Wechselbeziehung zwischen Byzanz und dem Westen während des Ikonoklasmus beleuchtet. Gerade in der Auseinandersetzung des Westens mit dem Ikonoklasmus in Byzanz stellt Beate Fricke nicht nur, wie in der Forschung üblich, die Texte vor, die als *Opus Caroli regis* bekannt wurden, sondern verweist auch auf die in der Forschung ihrer Meinung nach zu wenig beachteten Akten der Pariser Synode von 825.

Die Frage „warum [...] eine einzige Vollfigur einer zudem weiblichen Heiligen im neunten Jahrhundert im entlegenen Conques entstanden sein [sollte], wenn Heiligenstatuen (abgesehen von Marienstatuen) eigentlich erst seit der Mitte des elften Jahrhunderts Verbreitung finden [...]?“ (S. 39), bildet den Beginn einer kritischen Beurteilung der Restaurierungsberichte der Statue. Dabei kommt Beate Fricke zu dem Ergebnis, dass die Statue um 1000 eine Umgestaltung erfahren haben muss und erst seit dieser Zeit ihr heutiges Erscheinungsbild aufweist. Ursprünglich war die Statue wohl ein Büstenreliquiar gewesen, das dann in eine Vollfigur umgewandelt wurde. Eingebettet in die Geschichte der Büstenreliquiare wie in die der Abtei zu Conques